

# Johannes Kepler in Ober- österreich.

Zur Erinnerung an seinen dreihundertsten  
Todestag.

Von

**D r. R u d o l f K l u g.**

Vortrag, gehalten bei der Hauptversammlung des oberösterreichischen Musealvereines am 26. Februar 1930.



11

**Z**u Beginn des 15. Jahrhunderts war von Italien jene mächtige Geistesbewegung ausgegangen, die die Wiederbelebung der Antike und die Beschäftigung mit ihren Leistungen zum Mittelpunkt hatte. Eine neue Art der Weltbetrachtung bildete sich heraus, jede Lebensordnung wurde erschüttert, alle erfaßte ein revolutionärer Geist, der die alten Fesseln zu sprengen bemüht war und bei ungenügender Erfahrung keine Schranken des Möglichen kannte. In Deutschland wurden diese Gedanken umgestaltet und auf das religiöse Gebiet übertragen; so entstand die vom Adel und dem Bürgertume getragene Kultur des Reformationszeitalters. Bis in die kleinsten Orte drang die Bewegung vor, sie löste allgemein den Wunsch aus, an den geistigen Gütern teilnehmen zu können, überall wurden Lateinschulen errichtet, an die man fast ausschließlich evangelische Theologen als Lehrer berief. Namentlich in den Hauptstädten setzte man den Ehrgeiz darein, die besten Schulen mit den berühmtesten Lehrern zu besitzen und so sehen wir auch in den österreichischen Ländern, in Graz und in Linz in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch die Bemühungen der protestantischen Landstände solche Schulen entstehen. Sie bezogen ihre Lehrer von der damals hochberühmten Universität von Tübingen und diesem Umstande ist es zu verdanken, daß Österreich dem großen Gelehrten und edlen Menschen Johannes Kepler eine zweite Heimat geworden ist.

Johannes Kepler war am 27. Dezember 1571 in Weilderstadt in Württemberg geboren. Seine Eltern entstammten sehr angesehenen Familien, die sich um die Ausbreitung des evangelischen Glaubens verdient gemacht hatten. Vater und Mutter waren streng lutherisch gesinnt. Um so eigentümlicher berührt es, daß der Vater, der ein sehr unruhiges Blut besaß, unter Albas Fahnen Kriegsdienste gegen die Niederlande nahm und damit seine eigenen Glaubensgenossen bekämpfte. Allerdings waren die Niederländer Calvinisten und diese wurden von den Protestanten fast noch mehr gehaßt als die Katholiken. Die Mutter, eine harte, jähzornige, heftige Frau, nahm an den abenteuerlichen Zügen des Gatten teil. Der Knabe blieb der Obhut des Großvaters überlassen. Schwere Krankheiten, besonders die Blattern, gefährdeten das Leben des ohnehin zarten Kindes, er war als Siebenmonatkind zur Welt gekommen. Etwas vom heftigen Sinn seiner Eltern lag in seinem

Blute; wie er selbst in seinem Tagebuche erzählte, hatte er oft Streit mit seinen Kameraden und selbst den Lehrern, die wohl seine Begabung sehr lobten, aber an seinem Betragen alles auszusetzen hatten. Ein starker Drang, bei dem einmal als recht erkannten Gedanken zu bleiben, zeichnete ihn das ganze Leben aus; erst später entwickelte er sich zu dem friedliebenden Manne, der bei Freund wie bei Feind alles Gute zu schätzen wußte.

Nach der Klosterschule zu Maulbronn bezog Kepler, mit einem landesfürstlichen Stipendium ausgestattet, die Universität von Tübingen, wo er den Grund zu einer theologischen Stellung in der evangelischen Kirche des Landes legen sollte. Hier hatte einige Jahrzehnte früher Melanchthon gewirkt, der in der zweiten Hälfte seines Lebens eigene Ansichten entwickelt hatte, die sich denen Kalvins näherten und deshalb von den Lutheranern aufs heftigste bekämpft wurden. Die Anhänger Melanchthons, die man als Kryptokalvinisten bezeichnete, waren nach langen Kämpfen den Anhängern der reinen Lehre Luthers unterlegen und einer der Professoren Tübingens hatte diese in ein Formelsystem gebracht, das als Grundlage der protestantischen Lehre angesehen werden sollte. Es war dies die berühmte Konkordienformel, die Ursache so vieler und vielfacher Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Sekten innerhalb der evangelischen Kirche, daß sogar die Meinung entstehen konnte, die „Papisten“ hätten bei ihrer Abfassung die Hand im Spiele gehabt. Mit Recht konnte Württemberg wegen seiner starren Orthodoxie als das lutherische Spanien bezeichnet werden. Der fanatische, unduldsame Geist herrschte unbeschränkt zu der Zeit, als Kepler die Tübinger Hochschule bezog, und er milderte sich auch in den nächsten Jahrzehnten nicht; aus ihm entstanden unserem Kepler die schwersten geistigen Kümernisse.

An der Hochschule wirkte als Lehrer für Mathematik und Astronomie ein freundlicher Greis, der sich eine gewisse innere Freiheit gerettet hatte, der berühmte Michael Mästlin, im stillen ein Anhänger der neuen Anschauungen über den Bau des Weltalls. Durch fast anderthalb Jahrtausende war die Lehre des Ptolemäus von Alexandria in Geltung gewesen, die sich ganz auf den Augenschein stützte. Darnach stand die Erde im Mittelpunkte des Weltalls, die Sonne und die Planeten bewegten sich um sie auf Kreisen. Die mannigfaltigen Bewegungen der Wandelsterne waren aber nur durch die Annahme zu erklären, daß sie auf kleineren Kreisen ihre Bewegung vollführten, die wie Räder auf einem größeren Kreis rollten. Das wissenschaftlich tief durchdachte System war schließlich imstande, den Ort eines Planeten mit entsprechender Genauigkeit darzustellen. Aber es war so verwickelt, daß endlich im Haupte des Frauenburger Domherrn Kopernikus der Gedanke

entstand, daß eine solche Ordnung dem Geiste des Schöpfers widerspreche und durch eine einfachere Annahme erklärt werden müsse. Im Jahre 1543 war das große Werk dieses Vaters der neueren Astronomie erschienen; es zeigte, daß die Himmelsbewegungen viel einfacher zu begreifen sind, wenn man die Sonne als Mittelpunkt annimmt und die Erde gleich den übrigen Planeten um sie kreisen läßt.

Wie alle neuen umstürzenden Ideen, fand auch diese bald heftigste Gegnerschaft. Luther und Melanchthon waren unter den Ersten gewesen, die die neue Anschauung mit den schärfsten Ausdrücken zurückgewiesen hatten; die bibelfesten evangelischen Theologen fanden bald heraus, daß der Wortlaut einiger Stellen der heiligen Schrift dem neuen System widerspreche, und die noch ganz im Banne der aristotelischen Philosophie befangenen katholischen Gelehrten vereinigten sich mit ihnen zu gemeinsamem Angriff. Von Rom aus wurde das Buch solange verboten, bis es verbessert sein würde, „donec corrigatur“. In den evangelischen Ländern aber war es weit gefährlicher, sich zur Kopernikanischen Auffassung zu bekennen. Mästlin trug das neue System seinen Schülern als Hypothese vor; der junge Kepler erkannte sofort mit seinem scharfen Geiste die Überlegenheit über die bisherigen Anschauungen und verteidigte es mutig und offen in Reden und Disputationen. Diese Stellungnahme und selbständige Denkungsweise, sowie die Ablehnung einiger Punkte der Konkordienformel machten ihn höchst verdächtig und ließen ihn für ein Amt in der Kirche ganz ungeeignet erscheinen. Die Hochschule suchte daher den wegen seiner glänzenden Begabung gefährlichen Feuerkopf zu entfernen. Noch hatte Kepler das dritte Jahr seiner theologischen Studien nicht vollendet, da bot sich dazu die passende Gelegenheit. An der protestantischen Landschaftsschule in Graz war die Stelle eines Mathematikers erledigt worden, und weil Graz wie Linz geradezu Zweigstellen der Württembergischen Kirche waren, vereinigten sich Freund und Feind, um Kepler die Stelle zu verschaffen.

Anfang 1594 erfolgte seine Bestellung und schon im März hatte er seine erbetene Entlassung aus dem Württembergischen Kirchendienst; die Behörden hatten mit unglaublicher Schnelligkeit gearbeitet. So schied Kepler von dieser Hochschule, an die er später trotz aller Bitten nicht wieder aufgenommen wurde, reich an mathematischen und astronomischen Kenntnissen, aber auch wohl unterwiesen in der lutherischen Scholastik, was er in der Folge bei verschiedenen Anlässen beweisen sollte.

Als Landschaftsmathematiker hatte Kepler am Gymnasium in Graz Vorträge über Mathematik zu halten und alljährlich einen

Kalender zu verfassen. Zu einer Zeit, in der das Kalenderwesen noch sehr im Argen lag und der Glaube an den Einfluß der Gestirne auf die Erde allgemein verbreitet war, war dies eine wichtige und ehrenvolle Aufgabe. Dem eigentlichen Kalender war eine Vorhersage, ein Prognostikon, anzuschließen über die Witterung, Stürme und Gewitter und besonders über politische Veränderungen. Kepler hatte mit seinem ersten Prognostikon Glück. Die vorhergesagten Bauernunruhen und Türkeneinfälle traten wirklich ein und der Ruhm seines Verfassers war damit begründet. Die Adeligen des Landes und andere hochgestellte Personen wünschten von ihm ihre Zukunft aus dem Planetenstand zu erfahren und Kepler sah sich genötigt, sich mit der Astrologie zu beschäftigen. Seine Stellung dazu ist zeitlebens eine schwankende gewesen, oft warnt er vor ihrer Unsicherheit, auf der anderen Seite aber ist er überzeugt, daß der Himmel „die Trommeln schlage zu den Händeln auf der Erde“. Das vergangene rationalistische Jahrhundert hat sich viel bemüht, ihn vom Vorwurfe der Astrologie reinzuwaschen, die jetzige Zeit mit ihrer Vorliebe für mystische Spekulationen und dem weitverbreiteten Glauben an die Macht der Sterne sieht gerade in dieser Seite Keplers eine Größe, die seiner sonstigen wissenschaftlichen Bedeutung gleichkommt.

Der Unterricht nahm Kepler nicht allzusehr in Anspruch. Die Zahl der nach mathematischen Kenntnissen strebenden Schüler war klein und oft hatte er überhaupt keine Hörer. Um ihn nicht umsonst bezahlen zu müssen, erteilten ihm die Stände den Auftrag, Rhetorik zu lesen und den Vergil zu erklären, ja man gab ihm den Rat, sich der Medizin zu widmen. Kepler hatte daher Zeit, sich der Abfassung seines ersten Werkes zu widmen; im „Geheimnis vom Weltenbau“ glaubte er die Ideen Gottes bei der Welterschöpfung gefunden zu haben; es ist das erste Werk, in dem die Kopernikanische Anschauung zur Grundlage genommen wurde. Hier versuchte Kepler, auch die scheinbaren Widersprüche mit der Bibel aufzuklären, doch mußte dieser Abschnitt über ausdrücklichen Wunsch der Hochschule in Tübingen, wo das Werk gedruckt werden sollte, entfallen. Das Buch erregte überall berechtigtes Aufsehen, es bahnte der neuen Anschauung den Weg und brachte den Verfasser in Verbindung mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, so besonders Galilei, der in Italien nicht offen für Kopernikus einzutreten gewagt hatte.

Ein gesichertes Einkommen von 150 Gulden, wozu noch verschiedene Einnahmen für die Kalender kamen, erlaubten Kepler, einen eigenen Hausstand zu gründen und eine junge Witwe aus edlem Geschlechte heimzuführen. Doch bald trübte sich der Himmel. Erzherzog Ferdinand, der spätere Kaiser, hatte für seine

Rettung aus der Gefahr des Ertrinkens gelobt, sein Land dem Katholizismus zurückzugewinnen, und 1599 wurde allen Bewohnern aufgetragen, sich zur alten Kirche zu bekennen oder das Land zu verlassen. Fast alle aus Württemberg gekommenen Protestanten kehrten dem Lande den Rücken. Kepler war zwar durch besondere Gnade des Erzherzogs von der Landesverweisung nicht betroffen worden, aber der Verlust so vieler Freunde ging ihm so nahe, daß er das Land zu verlassen wünschte. Er schrieb rührende Briefe nach Tübingen, um dort eine Professur zu erhalten, doch alles Bitten blieb vergeblich, ja man würdigte ihn überhaupt keiner Antwort.

Da fand er zum Glück eine Zufluchtstätte in Prag am Hofe Rudolfs II., der als eifriger Freund der Geheimwissenschaft und ihrer Mittlerin, der Sternkunde, dem Gelehrten Tycho de Brahe eine Sternwarte eingerichtet hatte. Als Gehilfe dieses berühmten Mannes kam Kepler 1600 nach Prag und schon im folgenden Jahre nach Tychos Tode wurde er zum kaiserlichen Hofmathematiker ernannt. Nun entfaltete Kepler eine überaus rege Tätigkeit. Auf Grund der wertvollen Beobachtungsreihen Tychos schuf er die neue Astronomie, das Hauptwerk seines Lebens. Sein erstes und zweites Gesetz sind darin enthalten, die seinen Namen auf ewige Zeiten mit den Grundgesetzen der Bewegungslehre und dadurch aller Naturforschung in Verbindung gebracht haben. Als zweites wichtiges Werk ist seine Optik zu nennen, mit der Erfindung des nach ihm benannten astronomischen Fernrohres und noch heute giltigen Erklärungen des Sehens. Daneben lief noch eine Reihe kleinerer Abhandlungen. Das eigentliche amtliche Werk, zu dessen Vollendung Kepler nach Prag berufen worden war, waren die von den Astronomen langersehnten Rudolfinischen Tafeln, die den Ruhm des Erzhauses Habsburg in alle Welt tragen sollten. Kepler arbeitete an ihnen mehr als 25 Jahre, erst einige Jahre vor seinem Tode erschienen sie im Druck. Aber auch in Prag sollte Kepler die zur Abfassung so großer Werke nötige Ruhe nicht lange genießen. Die politischen Verhältnisse wurden immer schlimmer, Rudolf II. mußte den Majestätsbrief erlassen und schließlich zugunsten seines Bruders Matthias abdanken. In Treue hielt Kepler bei seinem einsam gewordenen kaiserlichen Gönner aus bis zu dessen Tode 1611, dann hielt ihn nichts mehr in Prag fest und er suchte nach einer neuen Lebensstellung.

Wiederum wendete er sich an seine Heimat; der Hof von Stuttgart hätte den berühmten Mann gerne an der Hochschule gesehen, aber die kirchliche Oberbehörde beharrte auf ihrem ablehnenden Standpunkte. Sie begründete ihn damit, daß Kepler von Jugend auf nie hätte zugeben wollen, „daß einer, der kal-

vinischer meynung beygethun, von diser ungleichen meinung wegen nit sollte unnsrer Bruder in Christo genennet oder gehalten werden“. Als „verschlagener Calvinist“ sei er für die Jugend gefährlich und eine Anstellung deswegen nicht ratsam. Schon in Graz war Kepler mit einigen oberösterreichischen Adeligen, besonders mit Erasmus von Tschernembl und Erasmus von Starhemberg, bekannt geworden, die ihn nach Linz zu ziehen suchten. Nun bot er den Ständen des Landes ob der Enns seine Dienste an, die ihn am 11. Juni 1611 zum landschaftlichen Mathematiker bestellten, und zwar mit der Verpflichtung, die Rudolfinischen Tafeln „zu Ehren der kaiserlichen Majestät wie zum Nutzen des Landes“ zu vollenden, die ungenaue Karte des Erzherzogtums zu verbessern und an der Landschaftsschule Mathematik zu lehren. Das Linzer Landesarchiv verwahrt noch das Original von Keplers Gesuch, sowie den Entwurf von „Johanns Kepleri Instruktion“ nebst einigen eigenhändigen Ansuchen und Berichten. Der Linzer Schriftsteller Dr. Franz Proschko hat sie erstmalig im Jahrbuch des Museums Francisco Carolinum 1854 veröffentlicht. Der Aufsatz enthält auch die auf Kepler bezüglichen Eintragungen im Bescheidbuch der Landstände. Es geht daraus hervor, daß Kepler ein jährliches Gehalt von 400 Gulden und ein Reisegeld von 100 Gulden zugesprochen erhielt, für die damalige Zeit eine bedeutende Summe. Die Stände zeigten sich auch in der Folge freigebig; für gelieferte Kalender wurden wiederholt Beträge von 50 Gulden bewilligt. Kepler hatte in Prag bei den Buchhändlern eine größere Schuld zurückgelassen, die vom Lande Oberösterreich übernommen wurde; er stattete sie in den nächsten Jahren in Büchern zurück. Welch großes Vertrauen Kepler seinen neuen Dienstgebern entgegenbrachte, erhellt aus der Tatsache, daß er das Erbteil seiner Kinder, 2000 Gulden, den Ständen anvertraute. Die Rückzahlung gestaltete sich später allerdings schwierig, weil das Land durch die Wirren des Krieges in große Geldnöte geriet.

Kepler wurde auch von Kaiser Matthias als kaiserlicher Mathematiker bestätigt und ihm eine Anweisung von 2000 Gulden auf das Reichspfennigamt mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken für seine bisherige Tätigkeit zuerkannt. Im Mai 1612 trat Kepler seine neue Stellung an. Er erhielt ein Zimmer im Landhaus, wo auch in dem Teil neben der heutigen Minoritenkirche die Landschaftsschule untergebracht war. Die Zustände an ihr scheinen nicht die idealsten gewesen zu sein. Kepler klagt darüber, daß die Schüler, meist Söhne der Adeligen, im Internat zusammengepfercht und mit Lektionen überlastet seien. Ihre Zeit sei so in Anspruch genommen, daß sie nicht zu ihm kommen könnten, um Mathematik zu betreiben. Kepler konnte unter diesen Um-



ständen keine besondere Lehrtätigkeit entfalten. Sein eifrigster Schüler war der junge Jörgen von Tollet, der in Wien bald der junge Kepler genannt wurde. So blieb ihm Muße, die jährlichen Kalender zu verfassen und astronomische Beobachtungen im Linzer Schlosse anzustellen. Sehr viel Zeit nahm die Landkarte in Anspruch. Augustin Hirschvogel hatte 1542 eine Karte des Landes ob der Enns gezeichnet, die aber besonders in den Namen viele Fehler aufwies. Kepler bereiste das ganze Land und stellte überall Nachforschungen an. Er beklagte sich in einem Berichte an die Stände, daß er, wenn er auf Bergen und Feldern seine Beobachtungsinstrumente aufstellte, „viel Zuredstellung und bedrohliche Anstöße von groben und argwönischen Bauern“ habe erdulden müssen und sah bald ein, daß seine eigentliche astronomische Aufgabe darunter leiden müsse. Die Landstände kamen ihm auch darin entgegen, sie trugen die Karte dem Abraham Holzwurm auf, der sie dann in zwei Jahren fertigstellte.

Kepler war als Witwer mit zwei Kindern nach Linz gekommen, die er in Wels bei einem gewissen Johannes Seidenthaler unterbrachte. Seine erste Frau war kurz vor dem Weggange von Prag dort gestorben. Er mag ziemlich lebensfremd gewesen sein, denn sein Vorgesetzter, der Rektor der Linzer Schule, Memhard, schreibt von ihm, daß die Mathematiker nicht sehen, was vor ihren Füßen liegt, und nur das Höchste betrachten, sei es am Himmel oder in der Phantasie. So nahmen sich die Freunde und besonders die Freundinnen des weltverlorenen Mannes an und rieten zu einer neuen Ehe. Nicht weniger als elf Jungfrauen und Witwen wurden ihm vorgeschlagen. Die Wahl fiel auf die vierundzwanzigjährige Susanne Reutlinger, die Tochter des Johann Reutlinger, eines Bürgers und Silberschmiedes in Eferding. Sie war mit zwölf Jahren nach dem Tode beider Eltern im Schloß zu Eferding von der Gräfin Elisabeth von Starhemberg aufgenommen und erzogen worden. Kepler rühmte an ihr den Mangel an Stolz, ihre Sparsamkeit und Geduld bei der Arbeit, die Fähigkeit, einem Haushalt vorzustehen, ebenso ihre zu der seinigen passende Gestalt, sie muß also schlank und zierlich gewesen sein. Am 30. Oktober 1613 fand vor der versammelten Gemeinde in Eferding die Trauung statt, das Hochzeitsmahl folgte im noch heute bestehenden Gasthaus „zum goldenen Löwen“ am Stadtplatz. Die Landstände waren durch Abgeordnete vertreten und ließen nebst den besten Wünschen ein silbernes Trinkgeschirr im Werte von 50 Gulden überreichen. Die Ehe gestaltete sich sehr glücklich, die Gattin schenkte ihm sieben Kinder, von denen vier den Vater überlebten. Die Vermählung war der Anlaß zur Abfassung einer in der Geschichte der Mathematik denkwürdigen Schrift, der berühmten Faß-

rechnung. In diesem Jahre war der Wein besonders gut und reichlich geraten und lange Reihen von Weinfässern lagerten am Linzer Donauufer. Da war es, wie Kepler in der Widmung des Buches schreibt, die Pflicht des neugebackenen Hausvaters, für den nötigen Haustrunk zu sorgen. Einige Tage nach der Einlagerung kam ein Mann mit der Visierrute, er steckte die Latte durch das Spundloch bis an den Rand des Bodens und las dann an der Latte den Inhalt des Fasses ab. Kepler wunderte sich über die Möglichkeit der Inhaltsbestimmung auf diese Art und prüfte ihre Richtigkeit. Schon nach zwei Tagen hatte er die Lösung gefunden; sie schien ihm so wichtig, daß er die Abhandlung auch deutsch herausgab, um den Ständen die Einhebung der Weinzölle zu erleichtern, indem sie auf leichte Art den Inhalt der verschiedenen Fässer zu bestimmen erlaubte. Die lateinische Ausgabe erschien als „Nova stereometria doliorum vinariorum“ 1615 als erstes Werk des ersten Linzer Druckers Hans Plank.

In diese Zeit fallen auch die schweren Streitigkeiten, die Kepler mit den geistlichen Behörden auszukämpfen hatte und die ein bezeichnendes Licht auf die religiösen Anschauungen seiner Zeit werfen. Kepler war zeitlebens ein treuer Anhänger des Augsburgischen Bekenntnisses, aber er nahm das von Luther gepredigte Recht, daß jeder die Bibel auslegen könne, auch für sich in Anspruch, er wollte „mit Gottes Gnade glauben, was der klare und einfache Sinn der heiligen Schrift ihm sage“. Schon in Tübingen hatte er einige Sätze der Konkordienformel betreffend die Person Christi und das heilige Abendmahl abgelehnt und in Graz einige „Trostbriefe“ geschrieben, die für seine Anschauung werben sollten.

In Linz wirkte seit 1610 als evangelischer Oberpfarrer und Schulinspektor Daniel Hizler — ein Nachkomme von ihm hatte bis wenige Jahre vor dem Kriege die Buchhandlung im Kaufmännischen Vereinshause in Linz inne. Er hatte in Tübingen studiert und sich den dortigen Geist zu eigen gemacht; er wollte ihm auch in Linz zum Durchbruch verhelfen. Keplers abweichende Ansichten waren ihm schon von der Hochschule her bekannt; jetzt verlangte er als Inspektor der Schule, daß Kepler bedingungslos die Konkordienformel unterschreibe. Kepler lehnte ab und verteidigte seine Meinung in zahlreichen Disputationen, aus denen Hizler seine Abweichung in zwei Grundfragen klar erkannte. Als Kepler, dem die Religion und der Empfang der Sakramente Herzenssache war, zum Abendmahle gehen wollte, verweigerte ihm Hizler vor der Gemeinde die Kommunion und schloß ihn von der Kirche aus. Kepler berief dagegen an das Konsistorium zu Stuttgart, er wies darauf hin, daß seine Bedenken der Gemeinde kein Ärgernis geben könnten, da sie für den gemeinen Mann zu hoch

seien. Doch die Behörde billigte Hitzlers Vorgehen, der „keinen Fehler getan, sondern recht und wohl gehandelt. Es wäre der richtigste und Eurethalben der sicherste Weg, wann Ihr Euer fürwitzigen Natur mit Hilf und Beistand des heiligen Geistes in Zaum hieltet“. Kepler machte noch zu wiederholten Malen den Versuch, vom Banne befreit zu werden. Er betonte, falls die Streitfragen nicht gelöst werden könnten, müsse man auf die Auslegung durch die alten Kirchenväter zurückgreifen, „wenn nicht zuvor das faule Fleisch, das die ganze Wunde erfülle, durch das Messer eines allgemeinen deutschen Religionskrieges, den vielleicht nun die Böhmen entzündet hätten, ausgeschnitten und durch das Feuer verschiedener Leiden ausgebrannt werden müsse. Dann würde die Not Euch das Verständnis vieler Dinge beibringen, die jetzt verborgen sind vor den Augen Eures jungen Nachwuchses im Kirchenamt“.

Mit solchen Worten goß Kepler nur Öl ins Feuer. Das Konsistorium beendete 1619 den Streit mit den Worten: „Betreffend Keplerum hat man nunmehr mit selbigen Schwindelhirnlein lang gehandelt, aber vergeblich und laßt er ihm nit sagen. Man kann doch keiner anderen Meinung um seines Letzköpfleins willen werden.“ Die Mitglieder der Tübinger Hochschule unterschrieben mit eigener Hand, um ihre Übereinstimmung zu bekunden, ja noch mehr, sie zeigten die Exkommunikation durch ein gedrucktes Schreiben allen Gemeinden an. Wie recht hatte doch Kepler gehabt, als er in einem Briefe schrieb: „Mein disputieren in Glaubenssachen geht allein dahin, daß die Prediger auf der Kanzel zu hoch fahren und nicht bei der alten Einfalt bleiben, neue Sachen aufbringen, einander viel fälschlich bezichtigen, die Gemüter der Fürsten und Herren ineinanderhetzen und den Pöpstischen viel Ding gar zu bösllich deuten.“ Auch später wurde der Bann nicht aufgehoben, wenn sich auch Keplers Verhältnis zu seiner Hochschule besserte; vor seinen Glaubensgenossen blieb er der „Ketzer“, er, der täglich mit den Seinen um die Vereinigung der drei christlichen Bekenntnisse betete.

Doch die schwersten Sorgen erwuchsen Kepler während der Linzer Zeit aus dem Hexenprozesse seiner Mutter. Diese, eine 74jährige, offenbar schon schwachsinnige Frau, hatte den sonderbaren Einfall, den Schädel ihres Gatten in Silber fassen zu lassen und ihn dem berühmten Sohn als Trinkgeschirr zu schenken. Sie verlangte vom Totengräber den Schädel, der ihn natürlich verweigerte. Die Sache wurde herumgesprochen, dazu kamen einige Kurpfuschereien und daß die alte Frau schielte, was ein sicheres Zeichen für eine Hexe war. Es entwickelte sich ein jahrelanger Prozeß, während dessen die Greisin durch Monate eingekerkert

wurde. Zur peinlichen Befragung kam es zwar nicht, aber die Marterinstrumente wurden der Beschuldigten vorgezeigt, um sie zu einem Geständnis zu bewegen. Kepler reiste in die Heimat und mit dem ganzen Gewicht seiner Rede und seines Ansehens als kaiserlicher Mathematiker gelang es ihm endlich, die Freisprechung zu erwirken. Franz Proschko hat in seinem Romane „Ein Hexenprozeß (Katharina Kepler) Wien 1866“, das ganze Gerichtsverfahren geschildert.

Es ist erstaunlich, daß Kepler während seines Linzer Aufenthaltes, der alljährlich durch weite Reisen wochenlang unterbrochen wurde, inmitten dieser Sorgen und Kämpfe noch die Sammlung zu großen Werken fand, zu einer Darstellung der kopernikanischen Astronomie, die ein gewiegter Kenner um 1900 als ein auch heute noch vorzüglich verwendbares Lehrbuch der Astronomie bezeichnete, sowie zu seinem großangelegten Werke über die Weltharmonie; das 1619 bei Johannes Plank in Linz gedruckte Werk zeigt am schönsten die Eigenart seines Verfassers. Uralte Ideen des Pythagoras und Platon gewinnen neues Leben, das Buch will die ganze Natur umspannen vom weltenfernen Stern bis zur Frucht im Mutterleibe, es ist eine volle Vergeistigung der Natur. So erfüllt ist Kepler von diesem Gedanken, daß er in Verzückung ausruft: „Jetzt darf ich mich heiliger Begeisterung überlassen. Ja, ich habe die goldenen Gefäße der Ägypter gestohlen, um meinem Gotte aus ihnen ein Heiligtum zu errichten. Hier werfe ich den Würfel und schreibe ein Buch, sei es für die Gegenwart oder für die Nachwelt — mir gilt es gleich. Möge es seinen Leser in hundert Jahren erwarten. Hat doch Gott selbst seinen Entzifferer durch sechstausend Jahre erwartet.“ Das Werk sucht nicht Ursachen, sondern Zwecke, es fragt, warum sind die Bahnen der Planeten mit ihren Unterschieden gerade so gebaut, und es kommt zu dem Schluß, daß alles in der Welt auf Ebenmaß und Harmonie gegründet und die Tonleiter am Himmel vorgebildet ist. In den Planetenbahnen sind gewissermaßen Saiten gespannt, deren Ton durch die jeweilige Geschwindigkeit des Wandelsternes bedingt ist. Oft treten Drei- und Vierklänge auf, wenn aber sechs Planeten zusammenstimmen, „dann ertönt die große Weltorgel, ein Ereignis, das sich in unendlich lange Zeiträume verhüllt und sogar den Anfang aller Zeiten festzulegen scheint, von dem das Lebensalter der Welt anhebt“. Daß dieser sechsfache Zusammenklang nur ein einzigesmal hat statthaben können, ist für Kepler zweifellos als Wahrzeichen der Schöpfung anzunehmen. Otto Bryk hat in seinem Buche, „Johann Kepler; Die Zusammenklänge der Welten“, Jena 1918, durch eine wunderbare Übersetzung den Inhalt allgemein zugänglich gemacht.

Die nüchterne, moderne Wissenschaft, die Ursachen und nicht Ziele sucht, lehnt solche mystische Spekulationen ab, aber auch für sie fällt ein Goldkorn ab: das berühmte dritte Keplersche Gesetz, das den Zusammenhang zwischen den Entfernungen der Planeten von der Sonne und ihren Umlaufzeiten zum Inhalt hat. Dieses Gesetz ist die Krönung von Keplers Lebenswerk, ohne Kenntnis des Gesetzes hätte Newton nie die allgemeine Wirksamkeit der Schwere im Weltraum nachweisen können; Newton führte den Dom auf, zu dem Kepler mühsam die Bausteine herbeigetragen und den Grundriß entworfen hatte. Der 15. Mai 1618 ist der denkwürdige Tag, an dem Kepler durch Rechnung das Gesetz nachweisen konnte, nachdem ihn noch in der Aufregung der Entdeckerfreude ein Rechenfehler genarrt hatte. Man hat Kepler öfter den letzten Pythagoräer genannt, aber die mystischen Ideen sind auch heute nicht tot, die Weisen klingen, vielfach unbewußt, auch heute noch in den Werken moderner Wissenschaft wie etwa in den Lehren von den Perioden und Rhythmen des Lebens.

Mit der Weltharmonik hatte Kepler der Welt alles gegeben, was sein Denken erfüllte, der Rest seines Lebens galt der Erfüllung seines Versprechens, die Rudolfinischen Tafeln ans Licht zu bringen. Nach langen, mühevollen Berechnungen begann die Drucklegung; die kaiserlichen Gelder waren seit Jahren ausgeblieben, daher wollte Kepler das Werk selbst drucken. Er ließ Papier und Lettern von Passau kommen, die ersten Bogen waren fertig, als 1626 die Belagerung von Linz durch die Bauern begann; vierzehn Wochen dauerte sie, Seuchen und Hungersnot zogen durch die Stadt. An Kepler und den Seinigen ging die Belagerung ohne allzu große Beschwerden vorüber; er war nicht einmal genötigt, von Pferdefleisch zu leben. Um so schlimmer ging es seiner Druckerei; aus den Lettern wurden Kugeln gegossen und die fertiggestellten Druckbogen zu Patronen verarbeitet. Noch während der Belagerung, als der Ring sich langsam lockerte, schickte Kepler einen Brief an Kaiser Ferdinand II. mit der Bitte um die Bewilligung zur Auswanderung nach Ulm, wo er ungestört der Herausgabe seines Werkes leben zu können hoffte. Auch hier zeigte sich wieder die Güte des Kaisers gegen den Gelehrten. Schon 1622 war die evangelische Gemeinde in Linz aufgelöst worden, am 10. Oktober 1625 war das Reformationspatent erschienen, das alle evangelischen Prediger und Lehrer, falls sie nicht katholisch werden wollten, des Landes verwies. Kepler war auch jetzt wieder ausgenommen. Welche Vorteile hätte Kepler sich verschaffen können, wenn er katholisch geworden wäre! Die Jesuiten waren seine besten Freunde, sie bemühten sich auch, seine Bedenken gegen gewisse katholische Grundsätze zu zerstreuen, doch Kepler

wollte von einem Wechsel des Bekenntnisses nichts wissen. Nach Vollendung des Druckes reiste Kepler nach Prag zum Kaiser, um ihm das Buch zu überreichen. Der Kaiser wies ihm 4000 Gulden an und übertrug durch einen Vertrag die aus den früheren Jahren noch bestehende Schuld von 12.000 Gulden an den Herzog von Friedland, Wallenstein. So kam Kepler mit dem gewaltigen Kriegsmann zusammen, der selbst der Astrologie ergeben war und ihn hauptsächlich als Sterndeuter schätzte. Kepler hat ihm jenes berühmte Horoskop gestellt, in dem man das Seelenbild des Feldherrn vorzüglich wiedergegeben fand. Daß der gewaltsame Tod nicht vorausgesagt ist, erklären heutige Anhänger der Astrologie damit, daß Kepler die „Übeltäter“ Uranus und Neptun nicht gekannt habe. Um die Auszahlung der Gehaltsrückstände zu betreiben, reiste Kepler 1630 zum Reichstag nach Regensburg und hier starb er am 15. November 1630. Als Lutheraner wurde er außerhalb des Stadtfriedens auf dem evangelischen Friedhofe bei Weih St. Peter bestattet. Der Leichenstein, den treue Freunde ihm errichteten, trug die von Kepler selbst gedichtete Inschrift:

*Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras;*

*Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.*

Himmelsweiten errechnet' ich einst, jetzt mißt mich die Erde;

Modert der Leib auch, es schaut selig sein Urlicht der Geist.

Die Grabstätte zerfiel in kriegerischen Zeiten und auch der Name des großen Gelehrten entschwand dem Gedächtnis der Menschheit. Die Tragweite von Keplers Entdeckungen und besonders seiner drei Gesetze war selbst dem großen Galilei verborgen geblieben und weckte in der Mitwelt keinerlei Widerhall. Nur in England entstand Kepler in Horrox ein begeisterter Anhänger und Herold, durch ihn hat wahrscheinlich Isak Newton (1643—1727) von Keplers Gesetzen gehört. Erst als Newton 1686 in seiner Naturphilosophie das allgemeine Gravitationsgesetz veröffentlichte und damit die Grundlagen des Weltbildes enthüllte, aus denen sich die Keplerschen Gesetze ableiten lassen, mußte auch Kepler der Vergessenheit entsteigen und 150 Jahre nach seinem Tode stellte man ihn als würdigen Genossen neben den großen Newton. Nun brachte man dem großen Genius alle Huldigungen dar, Alexander von Humboldt und Laplace wiesen auf seine Bedeutung hin, der Fürst-erzbischof von Regensburg Dallberg errichtete ihm 1808, 70 Schritte von der mutmaßlichen Grabstätte entfernt, einen dorischen Tempel mit einer von Dannecker geschaffenen Büste, in der Walhalla bei Regensburg steht Kepler unter den Größten des Deutschen Reiches.

Das mächtigste Denkmal hat ihm seine Vaterstadt Weil 1870 aus den Erträgen einer allgemeinen Sammlung errichtet. Bemer-

kenswert ist die Haltung des niederösterreichischen Landtages; in einer Sitzung des Landtages 1863 wurde dem Finanzausschuß ein Antrag vorgelegt, zur Errichtung des Kepler-Denkmales in Weil den Betrag von 500 Gulden zu widmen. In der Begründung heißt es, daß zwei Drittel der Kosten gedeckt seien, der Kaiser habe 500 Gulden gespendet und die Landtage von Steiermark, Oberösterreich und Salzburg, sowie die Städte Graz, Linz und andere größere Beiträge in Aussicht gestellt; Kepler habe 32 Jahre seines Lebens in Österreich zugebracht und dieses als seine zweite Heimat bezeichnet. Aber ein Vertreter des Großgrundbesitzes hatte Bedenken, „einen so großen und reichen Beitrag“ aus Landesmitteln zu widmen und gab die Anregung, jeder Abgeordnete möge die Diäten eines Tages dem Zwecke opfern. So geschah es dann, obwohl der Antragsteller betonte, daß damit die Schuld des Landes gegen den großen Mann nicht getilgt sei. In Linz hat Abgeordneter Reininger vor 30 Jahren sich vergeblich um die Errichtung eines Denkmals bemüht; hier erinnert nur die bescheidene Gedenktafel am Hause Nr. 10 der Keplerstraße an die Anwesenheit des Astronomen. Im übrigen ist es nicht sicher, ob Kepler wirklich in diesem Hause gewohnt hat. In seinem Tagebuche erwähnt er ein Haus Altensteins als von ihm gemietet, es ist jedoch bisher nicht gelungen, ein solches in den schriftlichen Quellen ausfindig zu machen.

Um das Andenken Keplers zu ehren und die Erinnerung an seine Zeit wachzurufen, werden das Landesarchiv und das Landesmuseum im September dieses Jahres eine Ausstellung veranstalten.

Es gibt kaum einen deutschen Geisteshelden, über dessen Leben und Forschungsmethoden wir besser unterrichtet wären, als über Kepler. Fast sein ganzer Briefwechsel ist uns durch ein glückliches Geschick erhalten geblieben. Kepler ist so aufrichtig, all die verschlungenen und vielfach dornenvollen Wege aufzuzeigen, auf denen er zu seinen Ergebnissen gekommen ist. In mehr als dreißigjähriger Arbeit hat Frisch Keplers Werke und alles, was auf ihn Bezug hat, in acht starken Bänden im Jahre 1870 herausgegeben, sie bilden eine noch immer nicht genügend ausgeschöpfte Fundgrube für den Forscher und wären geeignet, zur Naturgeschichte des Genies äußerst wertvolle Beiträge zu liefern. Abhandlungen über unseren Helden sind in fast allen Weltsprachen erschienen und es ist auffallend, daß gerade katholische Theologen von Ruf dem protestantischen Forscher so viel liebevolle und tiefdringende Beachtung schenkten.

Überblicken wir Keplers Lebenswerk, so liegt seine Hauptbedeutung sicher in seinen astronomischen Arbeiten; er war es, der das kopernikanische Weltsystem eigentlich erst zur Anerkennung brachte und sein unermüdlicher Apostel war, er hat es in

seinen Grundzügen verbessert und aus einer Hypothese zur Theorie erhoben, er hat durch seine Schriften die endliche Annahme des verbesserten Kalenders durch die Evangelischen vorbereitet und in der Rechenkunst den Anstoß zu der großartigen Entwicklung in der Folgezeit gegeben. Aber sein Lebensbild wäre unvollständig, wenn wir nicht auch seiner sonstigen Verdienste um die Naturwissenschaften gedenken würden. Wie die Erscheinungen am Himmel bildeten auch die in der Luft und am Boden für ihn den Gegenstand tiefsinniger Betrachtung. Seit der Grazer Zeit beschäftigten ihn die so rätselvollen Erscheinungen des Magnetismus, er gab als erster ein Instrument zur Messung der Abweichung der Magnetnadel von der Nord-Südrichtung an und versuchte die Festlegung des magnetischen Nordpoles. Er führte die allgemeine Anziehung der Himmelskörper auf magnetische Anziehungskräfte der Sonne zurück und gewann damit so klare Vorstellungen von der allgemeinen Gravitation, daß es eigentlich nur ein Zufall oder Mangel an Zeit war, daß er das 60 Jahre später von Newton aufgestellte Gesetz, dessen Entdeckung er ganz nahe war, nicht gefunden hat.

Es ist zu erwarten, daß anläßlich des bevorstehenden Gedenktages die längst widerlegten aber niemals ganz verstummen Vorwürfe gegen den Kaiser und die Stände wieder auftauchen werden, Kepler sei verfolgt und mit Bekehrungsversuchen gepeinigt worden und er habe mit irdischen Sorgen und Geldmangel schwer zu kämpfen gehabt. Nichts ist unrichtiger als das bekannte Epigramm von Kästner:

So hoch ist noch kein Sterblicher gestiegen  
 Als Kepler stieg und starb in Hungersnot.  
 Er wußte nur die Geister zu vergnügen  
 Drum ließen ihn die Leiber ohne Brot.

Es ist gewiß richtig, daß er noch bedeutende Gehaltsrückstände zu fordern hatte, aber der Kaiser tat, was er unter den obwaltenden Umständen zu tun vermochte und die oberösterreichischen Stände wußten, was sie an dem großen Gelehrten besaßen. Dankbar mögen wir darum auch seiner mächtigen Gönner und treuen Freunde gedenken, des Erasmus von Starhemberg, des Helmhart Jörger und der Äbte von Schlägl und Admont, besonders aber des Abtes Anton Wolfradt von Kremsmünster (1613—1639), der als Kanzler des Kaisers und Fürstbischof von Wien sein mächtigster Fürsprecher war. Danken wir auch ihnen, die es einem der geistvollsten Männer des deutschen Volkes möglich machten, Werke zu schreiben, in denen sich strengste Logik mit phantastisch-mystischen Gedanken vereint, in die er seine ganze Seele legte mit dem einen Endziel, den Schöpfer der Welten zu verherrlichen.

